



Baden-Württemberg

STAATSMINISTERIUM

Dialekt in der Gesellschaft



Vortrag von
Ministerpräsident Winfried Kretschmann
in der Kreissparkasse Reutlingen

am 20. Oktober 2016
in Reutlingen, Deutschland

Vorwort

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch!“

Dieser Werbespruch ist sicherlich auch Ihnen bekannt. Das Land Baden-Württemberg landete mit seiner gleichnamigen Werbe- und Sympathiekampagne einen echten Überraschungserfolg. Mit einem Augenzwinkern haben wir hingewiesen auf unsere Erfolge in Wirtschaft und Wissenschaft, auf die hohe Lebensqualität in Baden-Württemberg und die viele andere Vorzüge, die das Leben hierzulande so lebenswert machen.

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch!“ hat aber auch eines ganz deutlich gemacht: Der Dialekt hat einen besonderen Stellenwert in unserer Gesellschaft – sei es das Badische, das Kurpfälzische, das Hohenlohische oder das Schwäbische. Regionale Identitäten und Dialekte prägen Land und Leute. Denn sie vermitteln Heimat, Zugehörigkeit und Geschichte.

In seinem Vortrag „Dialekt in der Gesellschaft“ befasste sich Ministerpräsident Winfried Kretschmann am 20. Oktober 2016 in der Kreissparkasse Reutlingen ausführlich mit dem schwäbischen Dialekt. Auf Einladung des Fördervereins Schwäbischer Dialekt e.V. betrachtete er seine sprachliche Heimat aus verschiedenen Blickwinkeln. Ob Dialekt nun als Resultat einer (Sprach-)Geschichte sowie als Ausdruck einer persönlichen Geschichte oder in seinen diversen Funktionen als Kommunikationselement im Alltag, Beruf und in Gesellschaft und Politik betrachtet wird – er ist ein Teil der Identität der Menschen, welchen es zu erhalten und zu pflegen gilt.

Den Vortrag können Sie dieser Broschüre entnehmen.

Viel Freude bei der Lektüre!

Ihre Pressestelle der Landesregierung

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Landsleute,

ich bedanke mich sehr für die Aufforderung des Fördervereins, mit Ihnen nachzudenken über den Dialekt in unserer Gesellschaft. Auch wenn ich mein Thema gleich auf den schwäbischen Dialekt eingrenzen will, gibt es doch unzählig viele Aspekte zu bedenken, wenn man der Bedeutung des Themas gerecht werden und nicht nur im Anekdotischen bleiben will. Das Thema liegt mir persönlich am Herzen – am Herzen und auf der Zunge. Es hat ja so viel zu tun mit unserem Gefühlsleben und dem Selbstbild, das wir uns in Schwaben machen.

Deshalb ist es mir erst einmal ein großes Anliegen, dem Förderverein „Schwäbischer Dialekt e.V.“ vorweg zu danken für seine stetigen Aktivitäten zugunsten des schwäbischen Dialekts. Hubert Wicker hat den Verein zusammen mit 200 Gründungsmitgliedern im Juli 2001 ins Leben gerufen, vor genau 15 Jahren also. Mit einem Löwenmaul als Vereinslogo! Mit größtem Nachdruck – so wurde mir glaubhaft berichtet – hat er dann mehr als weitere 300 Beitrittswillige geworben. Für diese landestypische selbstlose Beharrlichkeit hat ihn der Verein völlig zu Recht zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Allen im Förderverein, allen, die die schwäbische Mundart lebendig halten und dies weiter vorhaben, sage ich meinen besten Dank!

1. Sprachliche Vielfalt

Vielfalt stabilisiert Systeme. Das kennen wir aus der Ökologie. Der Biodiversitätsverlust, das Verschwinden verschiedener Arten, ist bei uns und weltweit zu beklagen. Das birgt große Gefahren für das Gesamtsystem der natürlichen Umwelt. Ich will den Vergleich nicht überstrapazieren: Die Veränderungen sprachlicher Gewohnheit haben eine andere Qualität als das Aussterben von Tieren oder Pflanzen. Dennoch: Ein Drittel der 6.500 Sprachen, die zur Zeit noch weltweit gesprochen werden, wird wohl innerhalb der nächsten Jahrzehnte aussterben. Und der schwäbische wie der bayerische Dialekt sind im UNESCO-Weltatlas der bedrohten Sprachen ausdrücklich genannt. Schon das ist Grund genug, sich des schwäbischen Dialekts sorgsam anzunehmen.

„Dialektale Vielfalt ist aus kultureller Sicht ein Wert an sich und damit Selbstzweck!“
Doch wie würdigt und fördert man die wunderbaren Eigenheiten und Qualitäten des Dialekts? Was kann man tun, um ihm Steine aus dem Weg zu räumen? Kann man auf den Dialekt als familiäre und lokale Alltagssprache von außen überhaupt irgendwie einwirken?



Bildquelle: Kreissparkasse Reutlingen

„Ein jeder, weil er spricht, glaubt auch über Sprache sprechen zu können.“ Ich fange mit diesem Zitat von Goethe an, um Ihnen deutlich zu machen, dass ich als ein Liebhaber des Dialekts, ein Amateur also, vor Ihnen stehe. Anders als der Literaturwissenschaftler Michael Kienzle oder der Sprachwissenschaftler Johannes F. Kretschmann. Beide haben mich bei der Vorbereitung sehr unterstützt.

Ich bin kein geborener Schwabe. Meine Familie floh aus Ostpreußen. Ich habe zuhause hochdeutsch, und als erstes Kind der Familie außerhalb schwäbisch gesprochen. Meine Oma hat zeitlebens gehadert, dass sie in Deutschland lebte und die Leute ihrer Auffassung nach kein richtiges Deutsch sprachen. Sie war integrationswillig aber hat bis zu ihrem Tod damit gehadert, dass hier nicht deutsch gesprochen wurde. Für mich als Kind war der Dialekt so eine wunderbare Möglichkeit der sozialen Integration – und die ist nach meinem Gefühl gar nicht so schlecht gelungen!

Da es *den* schwäbischen Dialekt gar nicht gibt, sondern ein Dialektkontinuum, eine kleingliedrige Dialektlandschaft mit vielen Teilräumen, könnten Sprachforscher mich sprachlich nach meinem Wohnort Laiz einstufen, wo ich seit 1984 lebe. Oder nach den verschiedenen Aufenthaltsorten meiner Jugend, die im westschwäbischen Sprachraum, aber auch im Übergangsbereich zwischen dem Westschwäbischen zum Südschwäbischen lagen. So sehr mich diese Dialekte geprägt haben: es kamen dann doch weitere Einflüsse durch weitere Wohnorte wie in Echterdingen auf den Fildern, durch das Studium in Hohenheim, durch einen Aufenthalt in der hessischen Fremde und dann vor allem durch die Arbeit im zentralschwäbischen Stuttgarter Landtag hinzu.

2. Dialekt – Natur – Heimat

Der Dialekt wird oft als Naturphänomen betrachtet, besonders der schwäbische: „Denn dort orgelt und näselnd und brauset und zischt es von Lauten und Tönen, für deren Wiedergabe die armseligen fünfundzwanzig Buchstaben des Alphabets kaum mehr ausreichen wollen.“ Das schrieb einst Sebastian Blau alias Josef Eberle. Und der Sprachforscher Fritz Rahn beschrieb die Mundart als einen „reinen Naturlaut wie Vogelstimmen im Wald, Schnattern und Quarren im Schilf, Schnaufen und Murren im Stall“. Doch weder die Schwaben noch ihr Dialekt sind authentische Produkte der Natur. Sie sind Resultat einer Geschichte, einer Sprachgeschichte, die einen großen Reichtum sprachlicher Formen hervorgebracht hat. Denken Sie nur an die Diphthong-Vielfalt, die ein Hauptmerkmal des Schwäbischen ist. Das schriftsprachliche Freud und Leid sprechen wir völlig unterschiedlich aus: einmal Fraid und einmal Leit.

Mein Dialekt, oder genauer gesagt, mein persönlicher Idiolekt ist Ausdruck meiner persönlichen Geschichte, in deren Verlauf ich verschiedene Dialektlandschaften durchwanderte und mitnahm, was mir gefiel. All das hat größte Bedeutung für meine Artikulation, meine Erinnerung und für meine sozialen Beziehungen. In der Fremde wird der Dialekt ja oft nur als degenerierte Schwundstufe des Hochdeutschen missverstanden. Und so mancher Schwabe legt deshalb seine Mundart verschämt ab wie einen zu klein gewordenen Baurakittel – obwohl der ihn einst gut gewärmt hat. Man unterdrückt oder verdrängt seinen Ursprungsdialekt – bis er einen dann doch wieder ergreift, als sei man nie von daheim fort gewesen. Dialekt ist eine Fähre zurück in die Kindheit, in die Heimat. Schwäbische Bauern haben ihr Misstrauen gegen dialektfreie Sprecher mit dem Urteil ausgedrückt: „Dem sei‘ Red‘ hot koi Hoimet.“ Doch Heimat ist mehr als nur das eine Dorf, aus dem man kommt. Der Dialekt, manchmal auch nur das „mundartliche Gschmäcke“, ist eine mobile Heimat, die man überall hin mitnimmt und die einen, für alle hörbar, meist nie ganz verlässt.

3. Hochdeutsch u n d schwäbisch

In einem weltoffenen Bundesland, das Baden-Württemberg glücklicherweise nun einmal ist, müssen wir Schwaben uns, genau wie die vielen Zugewanderten, auch in der Standardsprache verständlich für alle ausdrücken. Wir sollten so schwäbisch wie möglich und so standarddeutsch wie nötig miteinander kommunizieren. Wir bekennen uns also zur situativen Zweisprachigkeit.

Jüngste Untersuchungen haben nachweisen können, dass die Beherrschung mehrerer Sprachen oder Dialekte die kognitiven Fähigkeiten ganz erheblich fördert und das Gehirn trainiert. Das könnte doch endlich erklären, warum es bei uns im Land so überdurchschnittlich viele Patentanmeldungen gibt!

Gerade wenn wir mehrere Sprachen beherrschen, merken wir im Vergleich, dass sich unsere Mundart eine intensive Bildhaftigkeit und eine poetische Unergründlichkeit bewahrt hat. Johannes Kretschmann drückt das so aus: „Dialektverwendung als graduelle Mehrsprachigkeit schärft das Sprachbewusstsein, ohne es zu überfordern. Dialekt ist kein Konkurrent der Standardsprache, sondern Komplement.“

4. Honoratiorenschwäbisch

Theodor Heuss hat einmal festgestellt, der schwäbischen Art widerspreche jenes schroffe „Entweder-Oder“, ihre Eigenheit liege in dem verbindenden „Sowohl-Als auch“. Er selbst hat das auch sprachlich zum Ausdruck gebracht. Sein Weg führte von Brackenheim über Berlin und Stuttgart nach Bonn, er sprach Honoratiorenschwäbisch und machte es populär. Das Honoratiorenschwäbisch wird ja auch „Stuttgarter Pidgin-Schwäbisch“ (Gerhard Storz) oder „Esperanto Württembergs“ (Sebastian Blau) bezeichnet. Seine Reden hielten immer die Waage zwischen Allgemeinverständlichkeit und dem barocken Reichtum der Mundart, deren Sprachmelodie und bedächtige Artikulation er beibehielt. Vor allem durch seine Reden wurde Heuss zum Gesicht der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft. Zeitgenossen behielten Heuss weniger im Auge als im Ohr. Das traf auf viele Politiker der Bonner Republik zu, denken Sie nur an Adenauer, Kiesinger, Brandt, Schmidt, Strauß. Sie alle übermittelten einem nationalen Publikum die „verschlüsselte Botschaft des Dialekts“ (Hans Maier).

Der Honoratioren-Dialekt markiert unaufdringlich Herkunft und regionale Verbundenheit des Redners. Und signalisiert den Eingeweihten Zugehörigkeit zur Sprachgemeinschaft. Auf Landesebene kommt man mit Honoratiorenschwäbisch als regionaler Hochsprache gut zu Recht, ja, es erleichtert manche Verhandlungen oder zum Beispiel das Zustandekommen von Koalitionsvereinbarungen. In den Rathäusern unseres Landes versteht man sich dann noch besser in der Regionalsprache und im Verein und mit den Nachbarn am besten in der Ortssprache. So wird dann aus „Ich habe dort zur Arbeit rüber müssen“ im Verein: „I han dert na müsse zom schaffa.“ Die Standardsprache der Politik, vor allem wenn sie aus einer anderen Sprache übersetzt wird, ist dagegen vergleichsweise blutleer, arm an Bildern und nachvollziehbaren Erfahrungen. Wie erfrischend dagegen das oft krachlederne Selbstbewusstsein, mit dem bayerische Politiker oder Olympiasiegerinnen ihre Mundart öffentlich nutzen!

5. Hassreden – political correctness – Plastikwörter

Meine Damen und Herren, Sprache ist die Grundlage unserer Welterkenntnis. Sie bestimmt unser Sozialverhalten. Sprache ist die Vorbedingung aller Politik, das wichtigste Mittel demokratischer Veränderung. Durch Sprache kann man Deutungshoheit errin-

gen, Empathie herstellen oder Macht ausüben. Man kann urteilen oder verurteilen, aufhetzen oder besänftigen. Man kann mit Sätzen und Worten verletzen oder heilen.

Wir leben in einer Zeit, in der mir der Zusammenhalt der Gesellschaft ganz besondere Sorgen macht. Vorboten des Auseinanderdriftens der Gesellschaft sind Hassreden, Hassbotschaften und immer ungeniertere Beleidigungen von Minderheiten. In den social media schaukeln sich emotional aufgeheizte Kommentare blitzschnell zu shitstorms gegen Einzelne hoch. Hassreden sind Probestandarten, sie sind Vorstufen körperlicher Gewalt. Der Sprachgebrauch unseres politischen Alltags setzt dem leider noch viel zu wenig entgegen. Zu schablonenhaft, zu vorsichtig taktierend sind viele Verlautbarungen, zu formelhaft, austauschbar und abgehoben viele Reden. Die Furcht, sich politisch und sprachlich nicht ganz korrekt auszudrücken, die political correctness, weckt beim Publikum den Argwohn, dass ihm die Wahrheit vorenthalten und eine bestimmte politische Haltung unterschoben wird.

Der Dialekt aber zerstört jedes falsche Pathos! Er erdet und leistet Widerstand gegen zivilisatorische Überanpassung. Seine tiefe Verwurzelung in der dinglichen und sinnlichen Alltagswelt hilft Sprechern wie Hörern sich zu verständigen, sich auf dem Boden von Tatsachen zu einigen. Die Experten- und Verwaltungssprache, die im beruflichen Alltag gesprochen wird, ist abstrakt, räumlich und zeitlich nicht definiert und austauschbar. Sie verwendet weltweit gebräuchliche Plastikwörter als standardisierte Bauelemente: Entwicklung, Information, Vernetzung, Sanierung, Akzeptanz, Konzept, Strategie oder Potential – das sind nur einige dieser Plastikwörter, die wissenschaftlich klingen, aber von keiner konkreten Erfahrung gesättigt sind. Wir alle glauben, ohne solche Wörter nicht auszukommen. Der Freiburger Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen hat diese universal verwendbaren, weil nichtssagenden Begriffe beschrieben. Demokratie lebt von der öffentlichen Debatte, den Argumenten von Rede und Gegenrede. Wenn Worte nichts mehr sagen, schwindet das Interesse an Demokratie.

6. Die Sprachgewalt des Dialekts

Ehe ich versuchen will, die Sprachgewalt des Dialekts und die Faszination, die er auf mich ausübt, an einigen Beispielen zu belegen, muss ich noch auf zwei mögliche Missverständnisse zu sprechen kommen. Ich fühle mich gerade als Sympathisant nicht wohl, wenn Dialekt und die Schwaben als billiges Mittel der Bespaßung genutzt werden. Laientheater, Kabarett und Comedy-Sendungen bleiben zuweilen unter den sprachlichen Qualitäten des Dialekts. Gerne wird die Mundart als Vehikel für lustige, harmlose Witze und als Garant kleinbürgerlicher Gemütlichkeit missbraucht. Schon der erste schwäbische Satz ein Lacher! Es entwickelt sich so ein reflexhaft parodistisches Verhältnis zur Mundart. Mit „Häusle baue“, „Kehrwoch‘ mache“, „Spätzle essa“ werden die Schwa-

ben und das Schwäbische simplifiziert – worin auch eine gewisse Herablassung liegt. Ausdrücklich ausnehmen möchte ich jedoch die Verwendung der Mundart in kritisch-satirischer Absicht, zum Beispiel bei Matthias Richling oder Christoph Sonntag. Oder auch die Sprach-Montagen, mit denen uns Dominik „Dodokay“ Kuhn die „Welt auf Schwäbisch“ erklärt: Wenn bei ihm Obama plötzlich auf Schwäbisch die Hausordnung erklärt, wenn der schwätzt wie wir, dann hat das etwas Verbindendes. Die Pointe liegt darin, dass wir uns in dem amerikanischen Präsidenten wiedererkennen konnten.

Zur Verständigung innerhalb der vertrauten Sprachgemeinschaft gehört auch das Abseitige, die Melancholie, das Aggressive, das mundartliche Fluchen und Schimpfen. Die Artikulation des Verbotenen und Widerständigen. Niemand in unseren Tagen hat der Mundart die falsche Gemütlichkeit radikaler ausgetrieben als Thaddäus Troll, den man als großen Reformator des Schwäbischen und des Dialekts bezeichnen kann. Einen ganzen Fundus schwäbischer Schimpfwörter hat er zusammengestellt mit ausgewählten Grobheiten wie Allmachtsdackel, Bruddler, Seckel, Huraseckel, Dagdieb, Daube Nuß, Dondersgrott, Elender Siach, Lompasegg, Schofsegg oder Schwertgosch. (Nur in wenigen meiner vielen Reden als Ministerpräsident konnte ich so heftig vom Leder ziehen wie heute!) Die zitierten Schimpfnamen sind zwar möglicherweise beleidigend, wirken aber keineswegs vernichtend! Genauso wenig wie die schulterklopfende Frage „Wo kommsch au Du alds Arschloch her?“ Die wurde in Schwaben nicht als Beschimpfung, auch juristisch nicht als Tatbestand der Beleidigung, sondern als freundliche Begrüßung guter Bekannter verstanden – allerdings würde ich mich darauf heute nicht mehr wirklich verlassen ...

Der schwäbische Dialekt ist also keine Schwundstufe der Standardsprache, kein Ausdruck mangelnder Sprachkompetenz. Durch seine Vielfalt und Originalität ermöglicht er vielmehr eine differenziertere Verständigung. Er ist ein erhaltenswertes Kulturgut! Das ist aber kein Grund, besonders stolz zu sein, sondern eher ein Arbeitsauftrag an uns Mundartsprecher, ihn zu hegen und zu pflegen. Wir müssen die „lokalen Zeichenwelten“ der Mundart – ein wunderbarer Begriff von Uwe Pörksen – im Bewusstsein, im Gedächtnis und in Gebrauch behalten, was ja auch unserer Standardsprache zu Gute kommt. Ich will Ihnen nun einige Beispiele meiner Wertschätzung der Mundart geben. Die sind selbstverständlich subjektiv ausgewählt. Und man kann sie unendlich ergänzen. Das sind zum einen Spruchweisheiten und Kalendersprüche, die dem Schwaben den richtigen Weg ins Leben weisen und die er sein Lebtage nimmer vergisst:

„Was woiß a Kuah
wenn Sonntag ischt,
mo geit r jo koi Hemmed.“

--



Bildquelle: © Horst Haas

„Lieber a Laus em Kraut,
als gar koi Flaisch.“

--

„Elend g’lebt
isch ällweil no it gschtorba.“

--

„So lang mer sengt,
isch d’ Kirch it aus.“

--

Das ist absurde Lebensphilosophie, erfahren und illustriert an Kuhstall, Küche und Kirche. Und angesichts der ständig neuen Anforderungen an den Landeshaushalt könnte ich auf eine weitere Maxime zurückgreifen:

„So man hat“ -
steht im Kochbuach.“

Ein korrektes ministerielles Schreiben gleichen Inhalts müsste vielleicht so lauten:

„Die Rahmenbedingungen des gegenwärtigen Landeshaushalts und insbesondere die Notwendigkeit, die Schuldenbremse bis zum Jahr 2020 einzuhalten, machen es eher unwahrscheinlich, dass Ihr Antrag durch unser Haus gegenwärtig positiv beschieden werden kann. Hochachtungsvoll usw. usw.“

Das wäre länger, umständlicher und ohne jede Pointe. Aber politisch korrekt und höflicher! Schwäbische Sprüche kommen nicht platt moralisch daher, sondern sind witzig, ironisch und paradox. Und deshalb umso kräftiger:

„S goht aufwärts, hot dersell Spatz gsait...
wie-n-end d' Katz d' Stiega naufigschloift hot.“

Oder:

„Wenn noo alle Leit so wäret wia n-ih ...sei sott.“

Hubert Klausmann, der verdiente Tübinger Sprachforscher, der ja mit dem Förderverein Schwäbischer Dialekt eng zusammenarbeitet, hat eine überwältigende Fülle von Begriffen und Worten gesammelt: „Ein Schwein ist bei uns eine Sau, und wenn das Tier brünstig ist, so bremmt, bremst, brennt, brummt, räunst, reißt oder rummst es, oder man sagt, die Sau sei bremmig, eberig, rasslig, raunslig, reißig usw“. Und im Schwäbischen Wörterbuch Hermann Fischers stehen Wörter, die von sehr weit her kommen und uns doch ganz vertraut klingen. So wenn es heißt, dass Kinder einen Hang nicht nur hinunterrollen, sondern borzeln, kugeln, hurgeln, wargeln oder wergeln, springet oder jucket. Und wenn sie dann fallen, tun sie das hoffentlich nicht auf den Kopf, sondern auch nicht auf den Grind, den Möckel oder den Ribel. Anrührend wirken Sprecher, die sich noch auf die Tiefen der schwäbischen Grammatik einlassen können, die den schwäbischen Konjunktiv, der auch Bauernkonjunktiv heißt, beherrschen: „Mr häbe e' Kuah verkauft.“ Und die noch so konjugieren: „I häb, du häbest, er häb, se häbe.“

Doch das sind besondere Feinheiten, die immer weniger der 25,7 % regelmäßig Dialekt sprechenden Bevölkerung beherrschen. Wie Sie auch, verehrte Dialektsprecherinnen und -sprecher, habe ich eine ganze Schatzkammer schwäbischer Wörter, Worte und Wendungen im Kopf, die trotz ihrer sprachlichen Schönheit inzwischen selten geworden sind: Das „hälinga“ ist so ein Wort, auf das schon Theodor Heuss hingewiesen hat, weil es das Sozialverhalten vieler unserer Landsleute ganz gut charakterisiert. Und wenn man sagt, jemand häb' einen Schaden angerichtet, und er häb' das „grad zum Bossa“ oder „mit Fleiß gemacht“ – dann bringt das doch unbewusst zum Ausdruck, dass schwäbischer Fleiß durchaus auch Schaden anrichten kann. „Kommet, mr ganget, se kommet!“ und „wart amol gschwend“ sind die Lieblingssuebismen am Theater Lindenhof in Melchingen, die auch mir gut gefallen. Und dann lassen Sie mich noch das von Thaddäus Troll überlieferte fiktive Zitat einer schwäbischen Hausfrau nacherzählen, deren angebliche Tugendhaftigkeit in letzter Zeit bundesweit gepriesen wurde:

„Die Woch han e buttert, bache, gwäsche, de Ma begrabe –
und no an scheene Sonntag ghet.“

Ich will es mit diesen erlesenen Beispielen aus der Schatzkammer schwäbischen Dialekts genug sein lassen.

7. Mundart – Literatur

Unser Dialekt hat das Glück, eine Ahnenreihe bedeutender Schriftsteller zu haben, die schwäbisch sprachen und teilweise auch schrieben, die sich intensiv mit der schwäbischen Mentalitätsgeschichte befassten. Hermann Bausinger hat sie in seiner „Schwäbischen Literaturgeschichte“ beschrieben, die pünktlich zu seinem 90. Geburtstag im September 2016 erschienen ist. Denken Sie nur an Sebastian Sailers „Schwäbische Schöpfung“, denken Sie an Christian Friedrich Daniel Schubart, Friedrich Schiller, Ludwig Uhland, Friedrich Hölderlin, Hermann Kurz und viele, viele andere mehr.

Als prominentes Beispiel will ich Eduard Mörike nennen. Er ist der bedeutendste deutsche Lyriker des 19. Jahrhunderts und schrieb auch berührende Gedichte in schwäbischer Mundart. Sein Stuttgarter Hutzelmännlein, ein „Märchen in schwäbischem Charakter“ wird glücklicherweise zuweilen noch gelesen. Doch Mörike musste dazu selbst ein schwäbisches Wörterbuch zu Rate ziehen, wie er im Vorwort bekennt. Es ist eine Fundgrube untergegangener Figuren und Wörter: Das Sprüchlein aus dem Hutzelmännlein, kennen Sie sicher – es geht einem ja ein Leben lang nicht mehr aus dem Kopf:

„S leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeura,
glei bei Blaubeura leit a Klötzle Blei.“

Als Theodor Storm Mörike auf sein Schwäbisch hinwies, legte der „zutraulich die Hand auf meinen Arm und sagte lächelnd: Wisse‘ se was? Ich möcht‘ s doch net misse.“

Ich wünsche mir, dass wir Dialekt und Dialekttexte in unserem kulturellen Gedächtnis verankern. Dass wir uns stärker überlegen, an welchen Orten und in welchen Institutionen dies geschehen kann. Poesie hält sich keineswegs nur an die Hoch- oder Alltagssprache – mundartliche Verse, Lieder, Gedichte, Sprüche gehören selbstverständlich dazu. Gerne mache ich deshalb auch aufmerksam auf die modernen Mundartgedichte, besonders die schwäbischen. Als erstes Beispiel zitiere ich das Schmähdgedicht Stammeseigenschaft unseres großen Thaddäus Troll. Es fasst alle Vorurteile gegen das Schwäbische zusammen, gegen die wir zu kämpfen haben – und das tun wir ja mit wachsendem Erfolg!



Bildquelle: Kreissparkasse Reutlingen

Stammeseigenschaften

Uffrichtig ond gradraus

- solang mer koin schada drvo hot –
guatmiatich bis dortnaus
- aber net wenn s om s geld goht –
wenn s sei muaß saugrob
- solang nex uff-m schpiel sctoht –
dees isch dr schwob.

Als zweites Beispiel zeitgenössischer Mundartlyrik zwei kurze Haiku-ähnliche Verse von Helmut Pfisterer:

Nex meh
siehd nach sich
selber aus
neamerd merkts.

Und:
Mon dieu!
Schwäbisches Redlein
zum GOTT Genannten
alter Schule

Hosch ons s Leba verschmecka lao
ond na nemmschs ons wieder
dass zuammazähla kosch
was mer falsch gmachd hen.

8. Schlussfolgerungen

Meine Damen und Herren, ich bin mit meiner Werbung für schwäbische Lyrik am Ende. Und will nun versuchen, die Ernte aus dem Gesagten einzufahren. Der gegenwärtige Stand der Globalisierung all unserer Lebensvorgänge mit all den dazugehörigen angsterregenden Krisen hat eine Rückbesinnung auf begrenzte Regionen, auf die erfahrbare Heimat hervorgerufen. Die Sehnsucht der Menschen nach Verwurzelung sei „eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus“, meint der Soziologe Richard Sennett. Heimat ist nicht nur ein hoch aktuelles Thema der Produktwerbung und des Unterhaltungsfilms. Künstler greifen es auf. Unsere Große Landesausstellung „Die Schwaben zwischen Mythos und Marke“ wird in dieser Woche eröffnet. „Making Heimat“ ist das Motto des Deutschen Pavillons auf der Architektur Biennale 2016 in Venedig.

Die Suche nach Heimat ist die „radikale Verkürzung der Weltreichweite als Strategie, mit sich und der Natur in Resonanz zu kommen“. Das schreibt der Soziologe Hartmut Rosa, der aus Waldshut kommt und in Jena lehrt. „Narrationsgemeinschaften mit gemeinsamem Geschichtenrepertoire“, fährt er fort, seien „am besten geeignet, solche positiven Resonanzerfahrungen zu machen.“ Erzählgemeinschaften haben ihre eigenen Geschichten und ihre eigenen Sprache – Dialekte sind ganz besonders gemeinschaftsbildend. Hubert Wicker hat den Begriff „Sprachweh“ geprägt, der eine sinnvolle Ergänzung zum Begriff „Heimweh“ ist. Ich hoffe, dass die Wiederentdeckung von Heimat auch eine Chance ist, die Ursprünglichkeit des Schwäbischen in all seiner Bildkraft und knitzen Ursprünglichkeit zu revitalisieren und lebendig zu halten. Wir haben ja gar keine andere Chance, wenn wir uns nicht abschaffen wollen. Denn, wie Hubert Klausmann schreibt: „Etwas typisch Schwäbisches außer dem Dialekt haben wir nicht.“

So bitte ich den Förderverein Schwäbischer Dialekt e.V. dringend, sein löbliches Tun im Lande mit allen Kräften fortzusetzen. Ihm danke ich nochmal, dass er mich motiviert hat, über den Dialekt wieder einmal nachzudenken. Aber ich will es nicht beim Nachdenken belassen, sondern will mich künftig beraten lassen, wie die Dialekte bei uns im Lande gefördert werden können. Johannes F. Kretschmann hat Überlegungen zum „Dialektgebrauch auf breiter Ebene“ vorgelegt, um das ursprüngliche, bodenständige und wilde schwäbische Idiom im Bewusstsein zu halten. Kindergarten und

Schule schreibt er dabei höchste Bedeutung zu. Dialekte dürften nicht diskriminiert sondern geschätzt und gewürdigt werden. Und auch die Medien wären gut beraten, die vielfach pejorativen Konnotationen des Dialektgebrauchs zu überdenken. Ich folge ihm darin gerne. Schon das öffentliche Nachdenken über und Sprechen über den Dialekt ist eine Wertschätzung, die Sie heute dankenswerter Weise durch Ihre Anwesenheit in so großer Zahl zum Ausdruck gebracht haben. Ich bitte Sie nun, meine Damen und Herren: Tragen Sie Ihr schwäbisches Herz ungeniert auf der Zunge! Nutzen Sie den Dialekt wo immer möglich, um sich mit ihren Kindern und Enkelkindern, mit ihren Nachbarn oder ihrem Bürgermeister gut zu verständigen.

Adé bis glei bei nackede Brezle – heit isch koi Staatsempfang, wo's Butterbrezle geit!



Winfried Kretschmann
Ministerpräsident von Baden-Württemberg dazu.



Baden-Württemberg
STAATSMINISTERIUM

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Staatsministerium
Baden-Württemberg
Richard-Wagner-Str. 15
70184 Stuttgart